

Haus- und Kleingewerbe im wolgadeutschen Gebiet

von P. Sinner, Saratow

Den deutschen Ansiedlern an der unteren Wolga ist im Laufe ihres 160jährigen Hierseins wiederholt nachgesagt worden, sie hätten die Hoffnung, die man auf sie als Kulturpioniere setzte, nicht gerechtfertigt. Sie seien eben nicht alle reinblütige Ackersleute, sondern zu einem beträchtlichen Teil Handwerker gewesen. Deshalb hätten sie auch geringere Kulturerfolge erzielt, als man von ihnen erwarten dürfen.

Da unter den eingewanderten Kolonistenvätern wirklich alle denkbaren Berufsstände, — zunächst Bauern, dann aber auch Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker, wie es die russische Regierung wünschte, — vertreten waren, entwickelte sich von Anfang an in den deutschen Siedlungen nicht bloß die Landwirtschaft, sondern auch das Gewerbe in einer solchen Mannigfaltigkeit, wie sonst auf keinem Landstrich in ganz Rußland, trotz der kulturellen Rückständigkeit und der Wildheit des unteren Wolgagebiets bei der Ankunft der Kolonisten. Aus dieser unerschütterlichen Tatsache ist unstrittig der gegenteilige Schluß zu folgern: gerade der hohe Prozentsatz eingewanderter deutscher Handwerker aller Berufe bewirkte den immerhin rapiden kulturellen Aufschwung, vor allem die rasche Entwicklung des Gewerbes im Gebiet und beschleunigte die Belebung von Handel und Wandel, durch die sich die Saratower Gegend seit der Ankunft der Kolonisten auszeichnet.

Freilich gewann das Gewerbe im Laufe der ersten 40 Jahre, bis zur Wende des 18.–19. Jahrhunderts, auch hier nicht viel mehr als örtliche Bedeutung, da auch die Wolgakolonie in den engen, starren Rahmen der sklavenhalterischen Feudalherrschaft des damaligen Rußlands hineingezwängt war. Drei Fünftel der Wolgadeutschen standen 10 Jahre lang in regelrechter Hörigkeit unter ihren Direktoren, französischen Edelleuten, die mit der russischen Krone dahinlautende Verträge geschlossen hatten, ehe sie ihre Privatkolonien gründeten. Die übrigen Kolonisten hingen in ähnlicher Weise von der Gnade der herz- und gewissenlosen Kommissare und Kontorbeamten der Krone selbst ab. Diesen wie jenen war zum Beispiel von ihren Behörden strengstens verboten, ihre Handwerkserzeugnisse an Fremde zu verwerfen. Die Bevölkerung der einzelnen Kolonien aber stellte einen viel zu engen Absatzkreis dar und war viel zu arm, um ein rasches Aufblühen des Gewerbes zu ermöglichen. Die Kolonisten konnten ihren gewerbetreibenden Dorfgenossen, für deren Erzeugnisse nur in Natura, nur von den Früchten des Feldes zahlen und ihnen dadurch ein nur ebenso kümmerliches Dasein sichern, wie sie es in der ersten Zeit selbst fristeten.

Und trotz all diesen Hindernissen entwickelte sich das Handwerk, erblühte zunächst der Tausch- und mit der Zeit mehr und mehr auch der Geldhandel.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte sich die Zahl der Bevölkerung stark vermehrt und das Gewerbe hatte Bedeutung für das ganze Wolgagebiet gewonnen. Die wolgadeutschen Handwerker und Händler hatten Schritt für Schritt, nicht nur die Märkte des weiteren und mittleren Wolgagebiets erobert, sondern bereits auch ihre Verkaufsstellen in Moskau und Petersburg gegründet, daselbst ebenfalls eine fieberhafte Handelstätigkeit entfaltend.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt sich im Gebiet die Großindustrie zu entwickeln. Somit verliert das Gewerbe auch in den Kolonien zum Teil seine vorherrschende Bedeutung, indem manche Gewerbebezüge von der Fabrik einfach verdrängt oder erstickt werden (Wind- und Wassermühlen u. d. m.), oder sie fristen neben der fabrikmäßigen, Erzeugung ein kümmerliches Dasein (Ölmühlen u. a.). Aber es gibt auch althergebrachte Gewerbebezüge, die bis auf den heutigen Tag (und auch für kommende Zeiten) erfolgreich mit der modernen Fabrikerzeugung wetteifern, da sie entweder selbst eine teilweise Anwendung von Maschinen sich zunutze gemacht haben (die Baumwollen- oder Sarpinka-Industrie), oder weil die Fabrik bisher ein gleichwertiges Produkt zu liefern hier nicht imstande wäre (Pfeifen).

Baumwollenstoffweberei.

Den ersten Platz nahm in der Haus- und Kleinindustrie der Wolgakolonien von jeher die Erzeugung von Geweben und Kleidungsstücken ein, vor allem aber des beinahe in der ganzen Welt bekannten Baumwollengewebes, das den Namen „Sarpinka“ trägt. Diesen Namen erhielt das Gewebe nach seinem Erfindungsort Sarepta; dort zuerst eingeführt, ging die Sarpinkaweberei zu Anfang des 19. Jahrhunderts auch in die übrigen Kolonien der Bergseite (rechtes Wolga-Ufer) über. Hier erreichte die Erzeugung des billigen und haltbaren Gewebes allmählich die Zahl von mehreren Millionen Metern im Jahre. Während des Krieges und nachher sank diese Zahl wegen Mangels an Rohstoff und anderem Zubehör bis auf 4 664 474 im Jahre 1922. In den letzten Jahren steigt diese Zahl wieder rasch aufwärts.

Der Mittelpunkt dieser industriellen Betätigung ist die Kolonie Balzer, die heute zur Stadt erhoben worden ist und auch den Mittelpunkt der Kantonsverwaltung bildet. Hier befinden sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts die meisten Weberei-Unternehmungen. Ferner sind einige in Messer, Dönhof, Huck, Dittel, Beideck, Schilling und andern Dörfern der Bergseite zuhause. Die Unternehmung, früher einer Privatperson oder Handelsgesellschaft, heute meist Kooperativverbänden gehörend, besteht darin, daß die Firma ein oder mehrere Zettelstuben besitzt, in denen das Garn gezettelt wird. Eine Zettelstube erinnert an eine mittelgroße Werkstube des Mittelalters (Manufaktur), in der einige Dutzend Arbeiter tätig sind, die den Zettel aus große Handhaspel ausziehen, das fertige Gewebe sortieren, glätten, verpacken usw. Hier wird bei allgemeiner Handarbeit gegliederte Arbeitsteilung angewandt. Den Zettel holen die Weber da ab und weben das Zeug zuhause aus Handwebstühlen, deren sich fast in jedem Kolonistenhause der Bergseite einige befinden. Es weben Männer und Frauen. Die Spulen bereiten auf Handspulrädern Greise oder Kinder. Gewebt wird meist nur im Winter, und diese Beschäftigung gilt als Nebenerwerb zum

Feldbau. Zum Zettel wird das Garn auch in den Familien von Frauen und Kindern gespult, aber gewöhnlich nur in den Dörfern, wo die Zettelstuben sich befinden. Bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden alle Teile der Sarpinka-Erzeugung handwerksmäßig durchgeführt. Heute hat die Sarpinka-Industrie eine ganze Reihe von Fabriken ins Leben gerufen, die bei der Erzeugung wichtige Teilarbeiten leisten. In Balzer gibt es Garn-Färbereien, die allerdings erst 1924 mit Maschinenbetrieb versehen worden sind. Ferner gibt es daselbst eine Appretur-Fabrik, die das fertige Gewebe preßt, ihm Glanz beibringt, es zu Flanellette verarbeitet usw. Außerdem ist an der Wende des 19.–20. Jahrhunderts bei Saratow eine große Garnweberei gegründet worden, — eine moderne mechanisierte Fabrik, die das ganze Wolga-Gebiet und obendrein noch andere Bezirke mit Garn versorgt.

So ist also ein beträchtlicher Teil der Sarpinka- Industrie bereits mechanisiert. Nur der Hauptteil, das Weben selbst, wird immer noch nach Urväterart betrieben. So wird es wohl auch noch für unabsehbare Zeit bleiben. Schwer ist die Arbeit des Webers. Er bekommt für ein Stück von 200 Arschin (1 Arschin = 71 Zentimeter) von 7 bis 12 Rbl. Weberlohn, je nach der Breite des Stoffes und der Schwere der Arbeit. Um bei solch kärglichem Lohn das tägliche Brot zu erarbeiten, muß der Stuhl nach Möglichkeit Tag und Nacht gehen, mit Abwechslung oder bei 18 bis 20stündigem Arbeitstag des Webers. Auf diese Weise bringen drei Personen: der Weber, der Schlichter und der Spuler einen Zettel in 10 mal 24 Stunden herunter. So schwer dieser altväterisch gepflogene Weberberuf auch ist und so karg er auch belohnt wird, es ist doch ein Segen für unser Volk, daß wir diesen Erwerbszweig besitzen, zumal in Mißjahren; da rettet die Weberei manche Familie vor äußerster Not, wenn nicht gar vor dem Hungertods.

In der letzten Zeit, etwa 1900 bis 1920, wurde bei uns noch ein schwerer Baumwollstoff, „Hosenzeug“, gearbeitet, der in den Kolonien und auch sonst im Lande für Oberkleider benutzt wurde. Wegen Mangels an schwarzer Farbe mußte diese Produktion zur Kriegszeit eingestellt werden, wird aber gegenwärtig wieder erneuert. —

Stoff und Kleider.

Da sich die Kolonien von Anfang an und durchs 18. Jahrhundert hindurch auf die in Rußland vorhandenen Zustände einer reinen Naturalwirtschaft einstellen mußten, so hatte jede Familie mithin für alles, was sie an Leibesnahrung und Notdurft benötigte, zu sorgen. Man sah sich also auch veranlaßt, genug Hanf und Lein zu bauen, damit die für den Haushalt erforderliche Leinwand gefertigt werden konnte. Aber nicht nur, daß jede Familie beides, Hanf und Flachs, in reichlicher Menge erzeugte, sondern sie spann sich auch den Zwirn und webte sich ihr Linnen. Aus der feineren Leinwand wurde Leib- und Tischwäsche gefertigt; aus dem gröberen Hanfstoff — Zwillich, Drillich zu Zelten, Säcken, Wagentüchern, Männerhosen, aus mittelfeinen — Sommeroberkleider, wobei diese letzten gewöhnlich blau gefärbt werden. Die Männer tragen im Sommer blauleinene Wämse und Hosen, die Frauen ebensolche Leibchen und Röcke. Alle andere Wäsche blieb weiß. Und haltbare Kleider und Sachen waren das, billig und praktisch. Nicht mit Unrecht und mit nicht

geringen, Selbstbewußtsein prägte der Kolonist sein Sprichwort, oder wandte vielleicht eins aus früheren Zeiten an:

Selbst gesponnen und selbst gemacht,
Das ist die beste Bauertracht!

Auch später, das 19. Jahrhundert hindurch und vielerorts bis in unsere Zeit hinein, blieb diese selbstgesponnene, selbstgewebte und selbstgemachte Tracht in Ehren. Aber zu allen Zeiten behielt diese Erzeugung bloß örtliche Bedeutung innerhalb der Kolonien, vielmehr der einzelnen Familien. Für den Markt wurden diese Stoffe nicht erzeugt.

In ähnlicher Weise wurden auf Berg- und Wiesenseite nur für eigene Bedürfnisse, aus selbstgesponnener Wolle von eigenen Schafen, zwei Arten von Tuch Súkne (von russisch: Ssuknô) gewebt: 1. ein grobes, naturgrau (oder auch zuhause blau gefärbt) zu Herbstwämsen, Kaftanen und Kragenkaftanen für den Sturm (letzte beide nach russischem Schnitt, denn so verlangte es das Klima); 2. ein feineres Tuch aus selbstgesponnenem Linnenzwirn als Zettel und blaugefärbter, feingesponnener Wolle als Einschlag, nur zu Frauenröcken verwendet, der gerechte Stolz der Kolonistenfrauen. Beide Tuche wurden und werden nach dem Weben bei besonderen Walkern dicht gewalkt und haben bis auf den heutigen Tag ganz allgemeine Verbreitung im Wolgadeutschen Gebiet. Aber zur Marktware wurden auch sie nie. Nur der Staat machte solche Tuche zu Soldatenoberkleidern (Schinèlj).

Aus Schafswolle wurden ferner zu allen Zeiten in jeder Kolonistenfamilie Strümpfe, Handschuhe, Leibchen (dieses hieß: der Mutze), Halsschärpen („Scharf“) gestrickt oder gehäkelt. Als während des Weltkrieges die „Manufaktur-“ oder „Arschinware“ rar wurde, bürgerte sich neben den genannten, bestehenden noch eine neue Kleidungsart ein. Aus Schaf- oder noch lieber aus Kamelwolle wurden Kopftücher, Frauenröcke, Frauenjacken, Kinderanzüge, Männerjacken oder -hemden, ja sogar Männerhosen gehäkelt oder gestrickt. Haltbare, billige und warme Kleidung. Diese „neue Mode“ ist eine ganz allgemeine Erscheinung geworden und die genannten Kleidungsstücke werden von den Kolonistenfrauen sogar in großer Zahl für den Markt angefertigt.

Das sehr rauhe Klima fordert aber nicht allein Unter-, sondern auch ebensolche Oberkleider. Da sind erforderlich: Filzstiefel, Filzüberschuhe (Galoschen), Filzschuhe (fürs Haus), Filzdecken (Banschak — tatarisch-russisch). Das wollene Fußzeug wird von berufsmäßigen Kolonistenwalkern gewalkt. Solche Walker gibt es ziemlich in jeder Kolonie. Gewöhnlich ist es so, daß man dem Walker seine eigene Wolle bringt und die Familie „bewalken“ läßt. In den größeren Zentren gibt es größere Walkereien, die nur für den Markt arbeiten. Früher fertigten unsere Walker auch schwarze Filzhüte an, die unsere Kolonistenväter trugen; heute sind diese altdeutschen Hüte aus der Mode gekommen.

Die Filzdecken werden gewöhnlich von wandernden großrussischen Walkern gewalkt, die sich nur mit dieser Art des Walkens beschäftigen. Sie wandern im Winter durch die Kolonien, ziehen von Haus zu Haus und stillen die diesbezüglichen Bedürfnisse gegen eine geringe Belohnung.

Pelz und Fellüberzieher („Tulup“) aus lohgegerbtem Schaffell wurden früher gemeinlich in Saratow auf der Tulupstraße fertig gekauft. Oder aber sie wurden von wandernden russischen und mordwinischen Pelzschneidern in den Familien selbst gemacht. Seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts ist dies anders geworden. Es gibt jetzt in den Kolonien zahlreiche eigene Fellgerbereien, wo sich die Kolonisten die Felle von den geschlachteten Schafen gerben lassen. Auch haben sich allerorts besondere deutsche Pelzschneider herangebildet, die die örtlichen Bedürfnisse stillen.

Auch Winter- und Sommermützen russischen Musters wurden seit langer Zeit in den Städten fertig gekauft. Heute ist es auch damit anders geworden. In jedem Dorfe sitzen deutsche Mützenmacher, die nicht nur Sommer- und Wintermützen vom früheren russischen Muster, sondern auch — stellenweise sogar nur — Sommermützen deutsch-englischen Musters (Wolkenschieber) und allerdings auch Wintermützen eines besonderen Musters, „Flügelkappen“, auch „Tatarenkappen“ genannt, machen. Die Flügelkappen werden aus selbstgegerbten Lämmer-, Hasen- und zahlreichen anderen Fellen gearbeitet.

Gerbereien und Ledergewerbe.

Die stark betriebene Viehzucht begünstigte von Anfang an auch die rasche Entwicklung einer eigenen Lederindustrie. Es gab fett den ersten Jahrzehnten des Bestehens der Kolonien vielerorts daselbst kleine Handgerbereien, in denen einfaches Ober- und Sohlenleder gegerbt wurde. Im Jahre 1866 gab es z. B. allein im Schillinger Kreise 52 solcher Gerbereien. Heute ist dieses Gewerbe in großen mechanisierten Gerbereien konzentriert. Es bestehen aber auch noch eine stattliche Zahl kleinerer handwerksmäßiger Gerbereien, wo die Bevölkerung die Häute vom selbstgeschlachteten Vieh für den eigenen Bedarf gerben läßt. Aus diesem Leder lassen sich die Kolonisten nebst ihren Familien bei eigenen Schustern, deren es in jedem Dorf eine genügende Zahl gibt, beschuhen und bestiefeln. Das Leder aus den fabrikmäßigen Gerbereien geht auf die großen Märkte, oder es wird von nur für den Markt arbeitenden großen Schusterwerkstätten, hauptsächlich in Balzer, zu Schuhwerk verarbeitet und aus die Wochen- und Jahrmärkte gebracht.

Außerdem gibt es in den Kolonien überall noch Roh- oder Weißgerbereien. Besondere Rohgerber, gewöhnlich Schinder zugleich, gerben den Kolonisten das erforderliche Riemenleder. Dieses verarbeiten teilweise besondere Dorfsattler zu Pferdegeschirr; gemeinhin aber ist jeder Bauer sein eigener Sattler und bessert das reparaturbedürftige Pferdegeschirr an den langen Winterabenden selbst aus, oder macht sich das nötige neue.

Strohflechtereigewerbe.

Ein merkwürdiges Gewerbe blüht in den Oberkolonien der Wiesenseite. Das ist die Strohflechterei, das einzige Gewerbe dieser Art in ganz Rußland. An den langen Winterabenden sitzen die Familienglieder, groß und klein, alt und jung, und flechten aus Roggenstroh schmale Streifen, viele Millionen Meter alljährlich. Diese Geflechte werden dann auf die entfernten Märkte Rußlands (früher bis Warschau) ausgeführt und dort zu einfacheren Strohhüten, Markt Taschen oder Stroh Möbeln verarbeitet. Ein

großer Teil wird auch an Ort und Stelle zu Markttaschen und Hüten verwendet und als fertiges Fabrikat auf die örtlichen Märkte gebracht. Die Kolonisten kaufen auch die Stroh Hüte in reicher Zahl für die heißen Sommertage im Felde; die Markttaschen werden vorzüglich in den Städten gekauft.

Holzgewerbe.

Die Notwendigkeit, gleich nach der Niederlassung eigene Gerätschaften: Wagen, Schlitten, Pflüge, Möbel zu konstruieren und zu verfertigen, brachten diesen Gewerbebezweig sofort in Schwung. So entstanden sehr früh zahlreiche Wagenstellmachereien, die mit der Zeit nicht allein die Kolonien, sondern auch die benachbarten Russendörfer mit vorzüglichen deutschen Wagen und Schlitten versorgten und bis heute versorgen. Sehr viele Stellmacher, sowie auch Schmiede und Müller, siedelten in die Russendörfer über und wurden dort ansässig, um ihr vorteilhaftes Gewerbe dort zu treiben.

Von Anfang an bauten die Kolonistenholzarbeiter nicht nur ihre eigenartigen deutschen Wagen und Schlitten (Galka-Meierhöfer, Stefan u. a.), sondern auch deutsche Pflüge, Putzmaschinen u. dgl. Das Putzmaschinengewerbe entwickelte sich am stärksten in Grimm, Balzer, Huck, Franzosen, Dönhof, Hussenbach, und zwar zu einer Massenerzeugung in großen Werkstätten mit gegliederter Arbeitsteilung bei Handarbeit. Diese Putzmaschinen gehen seit lange und bis heute nach allen Enden des europäischen und asiatischen Rußland. In ähnlicher Weise werden heute auch deutsche Wagen nicht nur auf die umliegenden Kleinmärkte in russischen Dörfern, sondern in Massen auf fernliegende Märkte und an die Armee geliefert. In Katharinenstadt, Balzer u. a. Orten werden allerlei feine Möbel für den Markt erzeugt.

Die Sarpinka-Industrie rief einen besonderen Zweig des Holzgewerbes ins Leben. Das ist die Herstellung von Webstühlen, Weberschifflein, Spulen, Zettelblättern und dergleichen, die hauptsächlich in Balzer, Dönhof, Huck zu tausenden gearbeitet werden. Außerdem werden in Anton, Müller, Mohr und einigen anderen Kolonien kunstvolle, zierliche Spinnräder für den Markt gebaut. In Balzer werden herrliche Wollkratzen in Masse gearbeitet. All diese Erzeugnisse gehen auf die örtlichen Märkte.

Hier gilt es nun, die Rauchpfeifenerzeugung zu erwähnen, die eigenartigste und feinste aller gewerbekünstlerischen Errungenschaften der Wolgakolonisten. Rauchpfeifen werden in verschiedenen Dörfern der Berg- und Wiesenseite der Wolga aus wertvollsten Ahorn- oder Eichenmasern gearbeitet. Dieselben Meister machen auch die inneren (Buchse) und äußeren Metallbeschläge aus Messing, Kupfer, Silber. Dieses Werk kunstvoller gewerblicher Kleinplastik verehrt und schätzt der Kolonist über alles. Das Sprichwort sagt vom Kolonisten: „Sa Peif, sa Gäul un sa Fraa v'rlieht'r net!“ Also, zuerst „sa Peif“, dann „sa Gäul“ und dann erst „sa Fraa“. Es gibt eine stattliche Zahl von Pfeifenmustern, man zählt ihrer an 15, und jedes ist ein Kunstwerk in seiner Art. Zu den Pfeifen werden lange, weiche, hängende Rohre aus feinstem Riemenleder geflochten (ein besonderes Gewerbe!) und aus Horn Mund- und Endstücke gedrechselt (wieder ein besonderes Gewerbe!). Die Hauptpunkte des

Pfeifengewerbes sind: Paulskoje, Herzog, Franzosen, Balzer, Grimm. Es werden Tausende von Stück gearbeitet und zu Markte gebracht. Die Kolonistenpfeife ist, wie gesagt, das feinste und kunstvollste von allem gediegenen Handwerkserzeugnis, was der einfache und ungeschulte Wolgadeutsche Handwerker an Eigenartigem geleistet hat. Er ist mit Recht stolz darauf.

Ein wahres Kunstwerk ist auch die Zigarren- und Zigarettenschachtel, die in Katharinenstadt und anderen Kolonien gearbeitet wird.

Geschmackvoll und mannigfaltig ist auch die Kunst der Korbflechterei, die in den katholischen Dörfern Brabander, Dehler, Preuß, Hölzel, Seelmann und Neukolonie besonders blüht. Gewöhnliche graue Körbe flechten sich ja die Wolgakolonien an den Winterabenden in allen Kolonien. Das geschieht aber nur für den eigenen Bedarf. Kunstvolle Weißflechterei mit verzierten Mustern für den Markt, wie Handkoffer, Körbe aller Art und Form, Möbel, wird nur in den oben genannten Dörfern gewerbsmäßig betrieben. In großer Zahl geben diese Erzeugnisse hinaus in die Welt, und dringen den Flechtern bei bescheidener Belohnung doch manchen Rotgroschen ein.

Endlich ist noch ein Holzgewerbe zu erwähnen, das ist die Holzbaukunst. Als die Kolonistenhäuser bei der Ankunft nicht fertig waren, mußte sich schon damals der Kolonist an die Zimmermannsarbeit machen und sein Häuschen selbst bauen. Von daher datiert unsere Zimmermannskunst (Plotnikerei, russ., eigentlich „Flossenbinderei“). Die besten und kunstreichsten Zimmerleute find in Anton, Balzer, Beideck, Franzosen, Schilling zu Hause. Sie ziehen in der ganzen unteren Wolgagegend herum und kommen bis nach Grosny und Baku, ja bis nach Amerika. Und überall werden sie als tüchtige Fachleute geschätzt und gesucht.

Ton- und Steinmetz-Gewerbe.

Von großer Mannigfaltigkeit und Bedeutung ist hier das Ton- und Steingewerbe. Den ersten Platz nimmt dabei das Töpfergewerbe oder die Häfnerie (von Hafen = Topf) ein. Dies Gewerbe nahm seinen Anfang in dem gewerbetüchtigen Sarepta, wie so manches Gewerbe der Wolga-Kolonien. Dort entfaltete es sich zu einer herrlichen Blüte, kam aber um die Wende unseres Jahrhunderts in Verfall. Von Sarepta aus verbreitete sich das Gewerbe auf die andern Kolonien, oder es wurde wenigstens von dort aus technisch gefördert. Bis auf den heutigen Tag behält die Töpferei allgemeine gewerbliche Bedeutung in Kukkus, während sie z. B. auf der Bergseite und am Karaman eingegangen ist. In Kukkus waren vor dem Kriege noch an 30 Familien mit dem Töpfergewerbe beschäftigt. Heute sind es nur noch 12 Familien mit rund 30 Arbeitern. Gearbeitet werden: Milchtöpfe, Kochnäpfe, Öl-, Saft- und Wasserkrüge, Trinkbecher, Milch- und Rahmkannen, Salzbüchsen, Teller, Schüsseln, Tassen usw. Das Geschirr wird in der Masse gelb, rauh gearbeitet, aber doch von bedeutend höherer Güte als das russische und finnische Erzeugnis dieser Art aus der Umgebung. Neuerdings wird noch ein durch Einräucherung geschwärztes Geschirr gebrannt, das vor dem gelben den Vorzug hat, daß es weniger porös ist. Ganz besonders wichtig aber ist noch die Arbeit in Glasur. Das Geschirr wird vor dem Brennen mit einer Masse bestrichen, die sich von der Hitze in eine Glasschicht verwandelt. Es ist von

hoher Güte und erinnert an die vorzüglichen Erzeugnisse des Mutterlandes (Höhr). Die Huckuser „Tippemächer“ sind an der Wolga weit und breit bekannt. Sie vertreiben ihre zahlreichen Erzeugnisse unter der deutschen und russischen Bevölkerung, indem sie sie den Zwischenhändlern oder Genossenschaften im Großen ablassen, oder aber sie verladen sie aus große Böte oder hohe Wagen und verkaufen sie der Bevölkerung unmittelbar. Das Töpfergewerbe beginnt wieder aufzublühen; es harret bei den reichen Tonlagern in der Republik nur einiger geringer Mechanisierung, vor allem neuer, moderner Brennöfen.

Ferner gab es bis vor kurzem fast in allen Kolonien Ziegeleien, die Bauziegel und hier und da auch Dachpfannen brannten. Seit dem Kriege sind diese Brennereien fast alle eingegangen, da bei uns setzt nicht gebaut werden kann, denn wir sind arm.

In der Kolonie Dobrinka (Moninger), am rechten Wolgaufer, wo in dem hohen Uferrücken ein sehr fester Muschelstein in unermeßlicher Menge lagert, hatte sich ein besonderes Gewerbe entwickelt. Es werden da Dresch-, Mühl-, Grab-, Schleif- und Wetzsteine für die ganze untere Wolgagedend und weit darüber hinaus gearbeitet. Um die letzte Jahrhundertwende wurden diese Erzeugnisse durch billigere künstliche Erzeugnisse aus Zement bedrängt. Nun droht die Dreschmaschine den meist erzeugten Dreschstein gänzlich zu verdrängen.

In den Wolgakolonien sind von jeher die Steinmetzen, Maurer und Ofensetzer bekannt. Den besten Ruf haben die Meister aus Balzer, Bedeck, Rosenheim, die sogar in die Großstädte an der Wolga gerufen werden.

Nicht minder bekannt und gesucht sind die wolgadeutschen Brunnengräber, besonders die Kolber, die es verstehen, Brunnen ohne Holzbau zu graben.

Metallgewerbe.

Das Metallgewerbe hat hier in den Wolgakolonien auch seine beachtenswerte Geschichte. Schon am Anfang des 19. Jahrhunderts soll es daselbst in verschiedenen Kolonien, besonders in Sarepta, kleine Gießereien gegeben haben. Solche handwerksmäßige Gießereien gibt es heute noch in Balzer, Grimm, Köppental, wo die Gußteile für Putzmaschinen, Eisenpflüge, Nähmaschinen verfertigt werden. Daselbst, ferner in Beideck, Norka und anderweitig arbeiten Handschmiedereien auf Bestellung für die Landabteilungen und landwirtschaftlichen Genossenschaften, auch für den Markt, ein- und zweischhaarige Eisenpflüge. Dieselben Pflüge, ferner Reihsämaschinen, Mühl- und Dreschmaschinen wurden vor der Revolution in dem Mennonitendorf Köppental gemacht. Die kleine Schmiederei zu Katharinenstadt ist in letzter Zeit zu einer regelrechten Fabrik erweitert worden. Es werden da neuerdings sogar Traktoren eines besonderen Systems gebaut, die den Steppenverhältnissen besonders angepaßt sein sollen.

Ganz unbekannt, ja unerwähnt blieb bisher ein hiesiger Gewerbezug von ganz beträchtlicher Bedeutung. Das ist das Stahlgewerbe in Beideck. Wer kennt sie nicht, die Messerfrauen aus Beideck, die mit ganzen Bündeln ihrer vortrefflichen und doch billigen Ware von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt ziehen und sie seilbieten. Es werden da gearbeitet: Tischmesser, Gartenmesser (krumme), Schnitzmesser (für

Faßbinder), Schafscheren usw. Schon seit den 60er Jahren vorigen Jahrhunderts blüht dies Handwerk in Beideck. Man arbeitet familienweise, leistet nicht bloß die Stahlarbeit, sondern dreht auch die Holzgriffe (Stiele) und verfertigt die Lehmelme (messingene Haftringe an den Stielen). Gewöhnlich werden größere Posten zusammen gearbeitet und dann werden Fuhren geladen, und es geht damit in fernere Gegeben, auf Märkte, Jahrmärkte. Gegenwärtig arbeiten diese Messer nur noch drei Familien.

In den Wolgakolonien werden auch Brennmaschinen verfertigt. Sie kamen während des Krieges auf, als die Zündhölzer rar wurden. In manchen Kolonien gab es Metallarbeiter, die diese Jahre hindurch nur Brennmaschinen arbeiteten. Gearbeitet wurden sie aus Messing, Stahl, Kupfer, Elfenbein, Silber. Manche brachten es zu hoher Kunstfertigkeit. Heute verschwindet die Brennmaschine allmählich wieder, da wieder genug Streichhölzer da sind.

Horn- und Borstengewerbe.

Dieser Gewerbezug ist von geringerer Bedeutung als die früher besprochenen. In Rosenberg, in den Oberkolonien, auch sonst hier und da werden Mundstücke, Pfeifenröhre, Käämme, Spazierstöcke und sonstige Kleinigkeiten verfertigt. In Katharinenstadt werden aus Schweineborsten Kleider- und Schuhbürsten für den Markt gearbeitet.

Lebens- und Genußmittel.

Die Hauptbeschäftigung unserer Wolgakolonien ist letzten Endes doch die Landwirtschaft nebst der damit verbundenen Viehzucht, die sich bekanntlich hier auch am besten entwickelt haben. Aus Landwirtschaft und Viehzucht ist mancher Gewerbezug hervorgegangen. Vor allen Dingen entwickelte sich das Mühlenwesen allgemein. Zunächst waren es Roß- oder Tretmühlen, dann kamen Wind- und Wassermühlen in Gebrauch. Sie waren anfänglich alle klein und hatten gewöhnlich nur einen Gang. Die Roßmühlen kamen um die Mitte des 19. Jahrhunderts ganz ab; die Wassermühlen erweiterten sich bis zu 8–10 und mehr Gängen, wurden aber zu Ende des Jahrhunderts dennoch von Dampfmühlen verdrängt; noch übler waren die Windmühlen dran, diese konnten mit den Dampfmühlen schon gar nicht wetteifern. Und doch, während heute fast in jedem Dorfe eine Dampfmühle steht, kann man daneben immer noch Wind- oder Wassermühlen antreffen. Ihre gewerbliche Bedeutung ist aber fast auf Null gesunken. Sie erinnern bloß an frühere Zeiten, der Mühlenberuf hat sich in den Wolgakolonien so stark entwickelt, daß die deutschen Müllermeister auch in den russischen Gegenden des unteren Wolgarayons das Mühlengewerbe fast ausschließlich in den Händen haben. Auch die daraus hervorgegangene Dampfmühlen-Industrie großen Stiles in den Zentren des unteren Wolgagebiets: Saratow, Zarizyn usw. ist ausschließlich von Wolgakolonisten errichtet worden.

In gleicher Weise gewann das Ölmühlen-Gewerbe von Anfang unserer Geschichte an größte Bedeutung. Da überall Sonnenblumen, Hanf, Lein, Dotter, Senf und verschiedener wilder Ölsamen gebaut wurde, gründeten die Kolonisten von

Anfang an kleine Ölmühlen mit Pferdebetrieb und Handpressen, deren es heute noch in den meisten Kolonien welche gibt. Jeder Bauer konnte und kann sich von selbstgebaumtem Ölsamen das für den eigenen Bedarf nötige Öl schlagen. Da aber die althergebrachten Handölmühlen nicht alles Öl aus dem Ölsamen auspressen konnten, wurden sie in den letzten 20 Jahren in den Koloniezentren Balzer, Katharinenstadt (Beckerdorf-Schaffhausen) durch mechanische Ölfabriken ersetzt, die wohl auch die Handölmühlen auf dem Lande bald gänzlich verdrängen werden.

Ein Gewerbe für sich stellt die Schlächtereie dar. Jedes Dorf hat seine berufsmäßigen Dorfschlächter. Sie schlachten das zusammengekaupte Vieh, Stück für Stück, und fahren mit dem Fleisch entweder durch's Dorf, indem sie rufen: „Schofflaasch! Rindflaasch!“, oder sie fahren damit auf die Wochenmärkte. Allgemein verbreitet ist unter den Kolonisten die Wurstmacherei. Denn Schweinefleisch und Wurst ist einer der Grundpfeiler jedes Kolonistenmenüs. Und jeder Kolonistenvater ist in der Regel sein eigener Schlächter. Hier und da gibt es aber auch berufsmäßige Schlächter, die der Reihe nach für andere schlachten. Als Gewerbe ist die Wurstmacherei in den Handelszentren der Kolonien vertreten. Und wenn die Russen an eine deutsche Fluß- oder Bahnstation kommen, da überrennen sie sich nach deutscher Wurst. Für seine Neigung und Kunst ist dem Kolonisten in Rußland der harmlose Spitzname „Kolbasnik“ (Wurstmacher) beigelegt worden, denn er treibt dies Gewerbe auch in den russischen Städten und Zentren.

Die Mennoniten haben am Ende des 19. Jahrhunderts die Sahnen-, Butter- und Käseerzeugung eingeführt. Es gibt heute in der Wolgadeutschen Republik 6 kleine kooperierte Butterfabriken und 11 Käsereien. Käse allein (Backstein) wird im Jahr etliche tausend Pud gekocht. Er erobert sich mit Erfolg die großen Märkte, ebenso die Sahnenbutter. Die Butterfabriken und Käsereien leiten überall die Mennoniten als tüchtige Fachleute. Für diese Kunst bekommen sie einen guten Lohn.

Infolge der allgemeinen Verbreitung des Obstbaues in den Wolgakolonien wird hier eine große Menge Dörrobst: Apfelschnitzen, Backbirnen und Kirschen erzeugt. Äpfel und Kirschen werden auf die primitivste Weise auf Weidendörren an der Sonne getrocknet. Dieses Dörrobst wird vor allen Dingen in den Kolonien selbst fleißig zu Schnitzsuppen oder süßen Suppen verwendet. Dann wird ein großer Posten davon auf die Stadtmärkte abgeliefert. Neuerdings ist man dran und will Feuedörren (die Geisenheimsche u. a.) einführen.

Allgemein bekannt und verbreitet ist eine Art Rohzucker oder Sirup, den die Kolonisten aus Zuckerrohr (Sorgo), Zuckerrüben, Kürbis, Wassermelonen oder Melonen kochen. Er heißt in den Kolonien: Saft, Honig, Latwerge, Süßche, Mus, Schlecksel usw. Fast jedes Dorf hat einen besonderen Namen für dies allgemein beliebte Versüßungsmittel.

Ganz zum Schluß wären als Genußmittel noch die verschiedenen Erzeugnisse aus Tabak zu erwähnen. Auf der Wiesenseite, am Karaman, wird nämlich seit der Gründung der Kolonien russischer, deutscher und türkischer Tabak in großer Menge gebaut. Im 19. Jahrhundert wurde Tabak fast in allen Kolonien der Berg- und Wiesenseite kultiviert. So waren es noch um 1889 auf der Bergseite 9 von 38 und auf

der Wiesenseite 51 von 66 Kolonien, die Tabak im Großen anbauten. Damals wurden im ganzen über 2000 Dess. mit Tabak bepflanzt. Heute hat sich die Zahl der Kolonien, die Tabak bauen, sehr verringert. Dafür hat sich die Fläche wenigstens verdoppelt.

Alle drei Sorten des hier gebauten Tabaks werden nicht bloß auf die Fabriken abgeliefert, sondern auch handwerksmäßig verarbeitet. Aus dem Zigarrentabak wickelt man Winters Zigarren und bringt sie zu Markte. Den türkischen „Nudeltabak“ schneiden die „Knierutscher“ mit ihren Handmaschinchen so fein wie auf der Fabrik. Dann bringen ihn die Besitzer als Zigarettentabak zu Markte. Aus den russischen Tabakstengeln machen die Bauern handwerksmäßig Machorka, einen sehr übelriechenden, derben Rauchtobak. Er wird so gemacht: die getrockneten Stängel werden entweder auf der Windmühle gemahlen oder in einem Trog mit Holzpfehlen gestampft, bis er fein genug ist. Alle Hauserzeugnisse aus Tabak müssen die Besitzer heimlich verkaufen, weil sie besteuert sind.

Zweifelloos werden die meisten noch fortlebenden Gewerbebezüge in den nächsten Jahrzehnten von der Bildfläche des öffentlichen Lebens verschwinden und ihren Platz der mechanischen Fabrikherzeugung einräumen. Wichtig ist dabei doch, daß sie 100–150 Jahre lang gelebt, eine anerkennenswerte Kulturmission erfüllt und die Bevölkerung mit nützlichen, ja notwendigen Bedarfsgegenständen versorgt haben. Und auch sterbend werden sie die neue maschinenmäßige Erzeugung, die an ihre Stelle treten wird, reich befruchten und ihre Errungenschaften an Kunstgeschmack und Mannigfaltigkeit der Formen bereichern. Manche Zweige der Haus- und Kleinindustrie werden noch längere Zeit unersetzbar sein.

Deutsche Post aus dem Osten, Nr. 5 vom Mai 1926, S. 73-75, Nr. 6 vom Juni 1926, S. 93-97.